

Der Hochmut und sein Wetter. Grimms Märchen „Van den Fischer un siine Frau“ (KHM 19)

Vorbemerkung

Im Folgenden soll das Grimm'sche Märchen aus verschiedenen Blickwinkeln betrachtet werden, zunächst im Sinne Max Lüthi, für den der „Literaturforscher [...] gleichzeitig auch volkskundliche Arbeit“ leiste „und der Volkskundler literaturhistorische“ – um hinzuzufügen, dass „ebenso [...] der Psychologe beiden Wissenschaften Dienste“ erweise.¹ In diesem Sinn soll das Märchen einerseits textnah interpretiert sowie auf kulturhistorische Bezüge aufmerksam gemacht werden, andererseits wird der Frage nachgegangen, ob und inwieweit (tiefen) psychologische Zugänge eine zusätzliche Perspektive ermöglichen, die mit der literaturwissenschaftlichen und ethnologischen vereinbar ist. Darüber hinaus sollen theologische Aspekte thematisiert werden und insbesondere ökologische, die im Kontext des anthropogenen Klimawandels betrachtet werden, der verstärkt Wetteranomalien hervorruft – ein Aspekt, der bisher keine Beachtung im Zusammenhang mit dem Märchen gefunden hat.

Inhaltsübersicht

Mit den folgenden Worten beginnt die Erzählung in der dritten Auflage von 1837: „Daar was mal eens een Fischer un siine Fru, de waanten tosamen in'n Pispott, dicht an de See, un de Fischer gieng alle Dage hen un angelt, un gieng he hen lange Tid“.²

- 1 Max Lüthi: Das europäische Volksmärchen. 9. Aufl. Tübingen 1992, S. 114.
- 2 Jacob und Wilhelm Grimm: Kinder- und Hausmärchen gesammelt durch die Brüder Grimm. Vollständige Ausgabe auf der Grundlage der dritten Auflage (1837). Hg. von Heinz Röllecke. Darmstadt 1999, S. 102.

Der Text beginnt mit der typischen Eingangsformel des Märchens, dem „Es-war-Einmal“, und wir erfahren, dass dicht am Meer ein Fischer mit seiner Frau lebt, die zusammen in einem „Pispott“ wohnen, wörtlich also einem „Nachttopf“, eine Umschreibung für ärmliche, enge, beschränkte und übelriechende Wohnverhältnisse. Demgegenüber steht die See, denn sie ist charakterisiert durch einen weiten Horizont, es weht zumeist ein frischer Wind, und in dem Fall ernährt es auch den Protagonisten und seine Frau. Er geht tagein tagaus dorthin und verbringt viel Zeit am Meer. Ob er es tut, um den beengten Wohnverhältnissen oder seiner Frau zu entfliehen, wissen wir nicht, auch nicht, ob er den ganzen Tag über deswegen dort ist, weil er ansonsten nicht genug Nahrung zum Überleben heimbrächte, denn das Märchen ist, mit den Worten Max Lüthi, flächenhaft, über das Innenleben der Helden erfahren wir nur wenig.³ Einfacher formuliert: Er geht ans Meer, weil er ein Fischer ist, und möglicherweise auch deswegen, weil es einen Kontrast bildet zu seinen beengten, armseligen Wohnverhältnissen.

Eines Tages „gieng de Angel to Grun’n, deep unner, un as he se herruttreckt, sa haalt he eenen groten Butt herut“⁴ („Eines Tages ging die Angel bis auf den Grund tief hinunter, und als der Fischer sie herauszog, holte er einen großen Butt heraus“). Und das ist nun *der* Butt, der sprechen und, wie wir später erfahren, Wünsche erfüllen kann. Anders ausgedrückt und allgemein formuliert: Lässt man eine Angel bis auf den Meeresgrund hinunter, fängt man etwas ganz Besonderes. Ins Psychologische übersetzt bedeutet dies: Wenn das Meer mit seiner Tiefe und Unergründlichkeit ein Symbol des Unbewussten ist, dann kann man Inspirierendes und Nährendes erhalten, wenn man den Tiefen des Seelenlebens nahekommt.

Davon ist der Fischer indes weit entfernt, denn als der Butt ihn bittet, ihn wieder freizulassen, weil er ein verzauberter Prinz sei, antwortet er: „Du bruukst nich so veele Woord to maken, eenen Butt, de spreken kan, hadd ick doch woll swemmen laten“.⁵ Das kann man als verpasste Chance betrachten, aber auch den Fischer als jemanden

3 Lüthi (wie Anm. 1), S. 13–24.

4 Grimm (wie Anm. 2), S. 102.

5 Ebd.

ansehen, der in Einklang mit der Natur lebt:⁶ Er wird keinem natürlichen Wesen, dem menschliche Attribute wie das Sprechen eigen sind, etwas antun.

Dass er in und mit der Natur lebt, wird in der Ausgabe von 1857 stärker akzentuiert, indem die Tätigkeit des Angelns und das Sitzen am Meer durch mehrfache Wortwiederholung besonders hervorgehoben werden: Er „güing alle Dage hen un angeld: *un he angeld un angeld*. So seet he ook eens by de Angel un seeg [= schaute] jümmer in dat blanke Water henin: *un he seet un seet*“ [eigene Hervorhebungen, B. R.].⁷

Ein weiteres Argument, welches diese Sichtweise bestätigt, ist der knappe Hinweis auf die Beschaffenheit des Wassers, denn es wird als „blank“, das heißt als „klar“ bezeichnet, und auch, als er den Butt wieder freigibt, heißt es, zumindest in der Ausgabe von 1857, er habe ihn wieder „in dat blanke Water“ gelassen.⁸

Als der Fischer heimkommt, erzählt er seiner Frau von dem Erlebnis und sie fragt ihn umgehend, ob er sich denn nichts gewünscht habe. Nein, antwortet er, was solle er sich denn wünschen? Eine kleine Hütte, entgegnet sie, weil der „Pispott“ doch „so stinkig und dreckig“ sei.⁹ Sie schickt ihn daher zurück ans Ufer, was ihrem Mann gar nicht recht ist – und offenkundig auch nicht dem Meer, denn auf einmal ist es nicht mehr klar, sondern „gans geel un grön“.¹⁰ Gelb und Grün sind Symbole des Lebens, aber auch des Neides, heißt es in Metzlers Lexikon literarischer Symbole.¹¹ Mit anderen Worten: Das, was Leben oder mehr Leben bedeutet, kann durch Neid motiviert und eingetrübt sein, in der traditionellen christlichen Lehre die Todsünde der Invidia.

6 Vgl. Winfried Freund: Deutsche Märchen. München 1996, S. 50f.

7 Jacob und Wilhelm Grimm: Brüder Grimm Kinder- und Hausmärchen, Bd. 1. Nach der Großen Ausgabe von 1857 ... Hg. von Hans-Jörg Uther. Darmstadt 1996, S. 101.

8 Ebd. – In der Ausgabe von 1837 wird nur davon gesprochen, er habe ihn „wedder in dat Water“ gesetzt (Grimm [wie Anm. 2], S. 102).

9 Grimm (wie Anm. 7), S. 101.

10 Ebd.

11 Eva Meineke: Gelb. In: Günter Butzer, Joachim Jacob (Hg.): Metzler Lexikon literarischer Symbole. Stuttgart 2008, S. 126; Philip Ajouri: Grün. In: ebd., S. 140.

Damit ist der Boden für alles Weitere bereitet. Im nächsten Schritt möchte die Frau ein Schloss besitzen, dann will sie König werden, kurz danach Kaiser, daraufhin Papst und am Ende dann wie der liebe Gott sein, woraufhin sie wieder gemeinsam mit ihrem Mann im „Pispott“ sitzt. Und mit jedem neuen Wunsch verschlechtert sich das Wetter. Ist es anfänglich nur gelb und grün, wird es, als das Schloss verlangt wird, „gans vigelett un grag un dunkelblag, doch was't noch still“¹² („ganz violett und grau und dunkelblau, aber noch ruhig“). Anders ausgedrückt, das Wasser verdunkelt sich zusehends. Das tut es noch mehr, als die Frau König werden möchte, denn es ist auf einmal „gans swartgrag“ und zu allem Überdruß „geert“ es auch noch „so van unnen up“ („ganz schwarzgrau, und das Wasser garte so von unten herauf“).¹³ Das Meer wird demnach unruhig und gewissermaßen unzufrieden, da braut sich etwas zusammen.

Als sie beschließt, Kaiser zu werden, verfärbt sich das Wasser vollends ins Dunkle, es wird schwarz; obendrein verändert es seine Konsistenz, denn es wird dickflüssig. Auch gärt es verstärkt, denn es bildet bereits Blasen, und zusätzlich fegt erstmals ein Windstoß über den Fischer hinweg.¹⁴ Noch stürmischer wird es, als sie das Papst-Amt anstrebt, denn der Wind bläst so sehr, dass das Wasser zu kochen scheint, während die Schiffe in Seenot geraten.¹⁵ Und als die Frau wie der liebe Gott werden will, ist der Himmel zur Gänze geschwärzt, es donnert und blitzt, und der Sturm wird derartig heftig, dass alle Bäume und Felsen umgeweht werden und sich auf See die Wellen so hoch türmen wie Berge.¹⁶

„Der Held und sein Wetter“

Während der Fischer in Einklang mit der Natur lebt, indem er jeden Tag ans Meer geht, seine Angel ins klare Wasser hält und den Butt auf dessen Bitten hin wieder dem nassen Element übergibt, funktionalisiert seine Frau die Natur, denn der Butt hat die Aufgabe, ihre

12 Grimm (wie Anm. 2), S. 103.

13 Ebd., S. 104.

14 Ebd., S. 105.

15 Ebd., S. 105f.

16 Ebd., S. 107.

materielle Lebensgrundlage und ihren Wohlstand zu erhöhen, und das immer mehr, obgleich sie sehen könnte, dass die Umwelt zu rebellieren beginnt. Damit stehen der Fischer und seine Frau sinnbildlich für zwei unterschiedliche Wege in der europäischen Kultur, mit der Natur umzugehen, nämlich sie entweder in ihrem Eigenwert zu betrachten und sie in Ruhe sich entwickeln zu lassen oder sie für eigene Zwecke zu gebrauchen bzw. zu missbrauchen.¹⁷ Beides ist bereits in der Genesis angelegt: „Und Gott sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut“, heißt es in Gen. 1,31. Demgegenüber heißt es wenige Zeilen zuvor, in Gen. 1,28: „Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde und machet sie euch untertan und herrschet über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über das Vieh und über alles Getier, das auf Erden kriecht.“

Offenkundig rebelliert die Natur indes gegen ihre Ausbeutung durch die zunehmend zügelloser werdenden Wünsche der Fischersfrau. In dem Maße, wie sie neben der Invidia den „Todsünden“ der Superbia (Hochmut) und Avaritia (Habgier) verfällt, verschlechtert sich das Wetter. Das mag zunächst kurios klingen, hat aber eine lange Tradition in der Kulturgeschichte. Zwei Stränge sind dabei zu unterscheiden: Zum einen handelt es sich um ein klassisches Motiv in der europäischen Dichtung, Romanhelden und ihren Charaktereigenschaften, Stimmungen, ihrer sozialen Situation etc. ein passendes Wetter beizugesellen, gewissermaßen als Hintergrundrauschen oder Begleitmusik. Das diesbezügliche wissenschaftliche Standardwerk ist die Dissertation *Der Held und sein Wetter* des Germanisten und Schriftstellers Friedrich Christian Delius,¹⁸ von dem der Titel für diesen Beitrag („Der Hochmut und sein Wetter“) entlehnt wurde. Zwei Romananfänge, die entgegengesetzter nicht sein könnten und mit

- 17 Karen Gloy: Das Verständnis der Natur, Bd. 1: Die Geschichte des wissenschaftlichen Denkens. München 1995, S. 140–146; Bernd Rieken: Angst aus Nähe oder Distanz. Überlegungen zum Naturverständnis seit dem Mittelalter. In: Bernd Rieken (Hg.): Angst in der Katastrophenforschung. Interdisziplinäre Zugänge (= Psychotherapiewissenschaft in Forschung, Profession und Kultur, 27). Münster, New York 2019, S. 15–26.
- 18 F[riedrich] C[hristian] Delius: Der Held und sein Wetter. Ein Kunstmittel und sein ideologischer Gebrauch im Roman des bürgerlichen Realismus. Göttingen 2011 [1. Aufl.: München 1971].

einer Morgenstimmung beginnen, mögen das verdeutlichen. *Ahnung und Gegenwart* aus der Feder Joseph von Eichendorffs ist das eine Beispiel, und es beginnt mit den folgenden Worten:

„Die Sonne war eben prächtig aufgegangen, da fuhr ein Schiff zwischen den grünen Bergen und Wäldern auf der Donau herunter. Auf dem Schiff befand sich ein lustiges Häufchen Studenten. Sie begleiteten einige Tagesreisen weit den jungen Grafen Friedrich, welcher soeben die Universität verlassen hatte, um sich auf Reisen zu begeben“.¹⁹

Friedrich ist der Romanheld in Eichendorffs romantischem Entwicklungsroman. Er hat keine materiellen Sorgen, das Leben steht ihm offen, denn er hat just die Universität absolviert und geht nun auf Reisen. Passend dazu geht soeben die Sonne auf, und das sogar „prächtig“, wie es im Text heißt. Ganz anders lesen sich die ersten Worte in dem Roman *Faktotum* von Charles Bukowski, dessen Helden sich zumeist auf der Schattenseite des American Way of Life befinden, etwa Alkoholiker oder Obdachlose. Der Text beginnt mit den folgenden Sätzen:

„Es regnete, als ich um 5 Uhr morgens in New Orleans eintraf. Ich setzte mich eine Weile in den Wartesaal des Busbahnhofs, aber die Menschen deprimierten mich, deshalb nahm ich meinen Koffer in die Hand, ging hinaus und lief durch den Regen. Ich wollte mir eine billige Absteige suchen“.²⁰

Hier findet keine Reise für betuchte Menschen auf einem Donauschiff statt, hier kommt jemand mit dem billigeren Bus – statt mit der teureren Bahn – in New Orleans bei Regen an und ist wahrscheinlich, da die ganze Nacht hindurch gefahren, übermüdet. Er hat wenig Geld und muss sich zunächst ein billiges Quartier suchen. Auch hier beginnt für den Protagonisten ein neuer Lebensabschnitt, aber der Unterschied zu Eichendorff könnte nicht größer sein, weshalb der Roman ihn auf geeignete Weise mit Regen statt mit Sonnenschein begleitet.

19 Joseph Freiherr von Eichendorff: *Ahnung und Gegenwart*. In: *Werke in vier Bänden 2: Romane*. Zürich 1965, S. 7–281, hier S. 9.

20 Charles Bukowski: *Faktotum*. Roman. 5. Aufl. München 1987, S. 5.

Fehlverhalten und Wetteranomalien

Der zweite Strang in der Kulturgeschichte, der den Zusammenhang zwischen dem Menschen und „seinem“ Wetter thematisiert, hat mit elementaren magischen Prinzipien bzw. mit Analogien zwischen dem Mikrokosmos und dem Makrokosmos zu tun. Dieser Auffassung nach bestehen Ähnlichkeitsbeziehungen zwischen der Welt als ganzer und ihren einzelnen Teilen. So existierte beispielsweise in christlichen Kreisen der Frühen Neuzeit die Vorstellung, Naturkatastrophen hätten damit zu tun, dass die Menschen übermäßige Sündhaftigkeit gewissermaßen ausdünsten und dadurch ganz real dunkle Wolken am Himmel und in weiterer Folge Unwetter hervorrufen würden, die Verwüstungen anrichten.²¹ Ähnlich äußert sich der österreichische Schriftsteller Hans Sterneder in seinem 1928 erschienenen Roman *Frühling im Dorf*, der Wetteranomalien zu Beginn der 1920er Jahre in Beziehung setzt zum Ersten Weltkrieg, indem er schreibt:

„Die unvorstellbare Zahl von Fluch-, Hass-, Raub-, Mord- und Egoismusgedanken und -taten, die vor, besonders aber während und nach dem Kriege geschaffen wurden [...], mussten ja den Geist und Leib der Erde infiziert und vergiftet, ihn also schwer entzündet und vereitert haben [...]. Wir dürfen uns also über das abnorme Wetter seit ungefähr einem Jahrzehnt nicht beklagen, das wir selber geschaffen [haben]“.²²

Durch die Jahrhunderte üblich war es darüber hinaus, Wetteranomalien auf das Wirken übernatürlicher Kräfte zurückzuführen, sei es als Strafe Gottes oder als Wirken dämonischer Mächte.²³ Es ist kein Zufall, dass Hexenverfolgungen während der Kleinen Eiszeit der Frühen Neuzeit besonders zahlreich waren, da die signifikante Verschlechterung des Wetters, die Zunahme von Kälte, Hagel, Regen,

21 Matthias Lobedantz: Ach und Sache Des im Wasser ertrunkenen Marschlandes Nord Strandt ... Hamburg 1634, S. 39f.

22 Hans Sterneder: *Frühling im Dorf*. Tagebuch eines Besinnlichen. Leipzig 1928, S. 136f.

23 Brigitte Bönisch-Brednich: Wetter. In: *Enzyklopädie des Märchens* 14. Hg. von Rolf Wilhelm Brednich. Berlin, Boston 2014, Sp. 686–691, hier Sp. 688f.

Überschwemmungen oder Sturmfluten, auf Machenschaften sogenannter „Wetterhexen“ zurückgeführt wurden.²⁴

Im Märchen *Van den Fischer un siine Frau* kann die zunehmende Verschlechterung des Wetters mit all den genannten Phänomenen zu tun haben. Man kann sie als eine Art Begleitmusik des inneren Zustandes der Protagonistin verstehen, wie es in der Dichtung der Fall ist, es ist aber genauso möglich, das Wirken eines übernatürlichen Wesens in Betracht zu ziehen, in dem Fall des verzauberten Butts, der aus dieser Sicht ähnlich vorginge wie die Wetterhexen. Doch genauso naheliegend oder noch naheliegender ist die Auffassung, die Wetter-Unbilden als direkten Ausdruck des schlechten Charakters der Fischersfrau zu betrachten, vergleichbar den Aussagen Sterneders in seinem Roman, nämlich als direkte Folge des Egoismus der Menschen oder auch, auf einer abstrakteren Ebene, als Symbol dafür.

Hochmut und andere „Todsünden“

Wie bereits erwähnt, ist die Fischersfrau mehreren „Todsünden“ verfallen, nämlich Neid, Hochmut und Gier. Im Gegensatz zu den sogenannten lässlichen Sünden handelt es sich dabei um solche, „die sich einer grundstürzenden Abkehr von Gott als dem Schöpfer aller Dinge schuldig gemacht haben“, wie es in einem theologischen Fachbuch über die Sünde heißt.²⁵ Dabei sei zu unterscheiden, „ob diese gegen Gott, gegen den Menschen selbst oder gegen seinen Nächsten gerichtet sind“.²⁶ Inwieweit in Märchen eine moralische Botschaft enthalten sei, ist zwar in der Forschung umstritten,²⁷ doch zweifels- ohne verstündigt sich die Fischersfrau spätestens dann an Gott, als sie sein möchte wie er.

24 Otto Ulbricht: Extreme Wetterlagen im Diarium Heinrich Bullingers (1504–1574). In: Wolfgang Behringer, Hartmut Lehmann, Christian Pfister (Hg.): Kulturelle Konsequenzen der „Kleinen Eiszeit“. Göttingen 2005, S. 149–176.

25 Gunther Wenz: Sünde. Hamartologische Fallstudien. Göttingen 2013, S. 117.

26 Ebd., S. 116.

27 Vgl. z. B. Wilhelm Solms: Die Moral von Grimms Märchen. Darmstadt 1999, S. 1–7 u. ö.

Aber sie bringt auch andere Menschen in Gefahr, und zwar durch das Element Luft in Gestalt des Windes.²⁸ Bei den ersten drei Wünschen – dem nach einer Hütte, einem Schloss und dem Königtum – ändern sich zwar nur Farbe und Konsistenz des Wassers, und auch beim Wunsch, Kaiser zu werden, geht von den Luftströmungen noch keine Gefahr aus, denn der Fischer spürt nur einen Windstoß und nicht mehr. Als die Frau indes das Papst-Amt anstrebt, wird es dagegen überaus stürmisch, und die Schiffe draußen am Meer geraten in Seenot. Und als es darum geht, wie der liebe Gott zu werden, erreicht die Windstärke mühelos das Ausmaß eines Orkans, denn es werden Häuser und Bäume umgeweht, und die Wellen erreichen eine unglaubliche Höhe.²⁹ Gefährlich beginnt der Wind demnach zu werden, als sich die Hybris der Fischersfrau gegen den Papst als Stellvertreter Gottes richtet, worin durchaus ein moralischer Akzent zu erblicken ist.

Das ist Hochmut reinsten Wassers, der nach Augustinus durch folgende Eigenschaften³⁰ charakterisiert ist: Verliebtheit in eigene Vorzüge sowie Streben nach falscher Höhe. Nicht Gott werde als höchstes Prinzip anerkannt, sondern man setze sich selbst an seine Stelle. Durch die Selbstüberhebung werde jedoch gleichzeitig die eigene innere Leere überdeckt: „Nisi inanis esset, si plenus esset, non inflaretur“³¹ („Wäre er nicht leer, sondern mit allem reichlich versehen, dann wäre er nicht aufgeblasen“). Dem Hochmut folge nahtlos der Neid („invidia sequitur superbiam“³²), welcher Liebe und Frieden zerstöre. Das lässt sich größtenteils auf die Fischersfrau übertragen: Sie strebt nach falscher Höhe und will sich buchstäblich an Gottes Stelle setzen. Auch zerstört sie den Frieden, indem durch den Sturm andere Menschen in Gefahr gebracht und ihre Häuser zerstört

28 Vgl. Bernd Rieken: Wind. In: Enzyklopädie des Märchens 14 (wie Anm. 23), Sp. 818–823.

29 Vgl. zur Klimax in dem Märchen Heinz Röllecke: Fischer und seine Frau (AaTh555). In: Enzyklopädie des Märchens 4. Hg. von Kurt Ranke. Berlin, New York 1984, Sp. 1232–1240, hier Sp. 1234.

30 Zusammengefasst bei Winfried Weier: Hochmut 2: Mittelalter. In: Historisches Wörterbuch der Philosophie 3. Hg. von Joachim Ritter. Darmstadt 1974, Sp. 1151–1153, hier Sp. 1151f.

31 Augustinus: Sancti Augustini opera omnia: Index generalis. Paris 1842, S. 730.

32 Ebd., S. 398.

werden. Darüber, ob sie in die eigenen Vorzüge verliebt ist, weiß man nicht viel. Man könnte zwar argumentieren, dass sie glauben muss, den hohen Ämtern gewachsen zu sein, wenn sie diese anstrebt, doch darüber steht im Text nichts. Eher könnte man vermuten, dass sie so sehr „auf sich selbst fixiert ist, dass sie niemanden und nichts anderes mehr sehen kann“.³³

Ein derartiges Verhalten würde man heute dem klinischen Bild eines Narzissten zuschreiben, schreibt der Theologe und Pädagoge Anton Bucher mit Blick auf den Hochmut. Das Zitat ist seiner Monografie über den Zusammenhang zwischen den sieben Todsünden und moderner Psychopathologie entnommen.³⁴ Vorsichtiger formuliert: Offenkundig gibt es bestimmte Elemente im Verhalten und Erleben, die Epochen übergreifend auf eine übersteigerte Form der Selbstliebe hindeuten. Dort würde sich ebenso der Hinweis des spätantiken Kirchenvaters Augustinus auf das Übertönen der inneren Leere durch Selbsterhebung einreihen lassen. Es sind modern klingende Worte, obwohl sie aus dem fünften nachchristlichen Jahrhundert stammen, aber es gehört zum psychotherapeutischen Grundwissen, dass Selbsterhöhung und übersteigerte Eigenliebe eine Möglichkeit darstellen, um innere Leere zu überdecken. Hinweise dazu bietet auch der Märchentext: Die Fischersfrau ist nie zufrieden mit dem, was sie bekommt, und alles Neue muss sie in immer rascherer Abfolge erhalten, sie hetze, so Max Lüthi, „immer wieder die Leere in sich fühlend, von Stufe zu Stufe“.³⁵ Anfangs vergehen, wie es im Text heißt, acht bis 14 Tage, bis ihr die Hütte nicht mehr genügt und sie Schlossherrin werden möchte.³⁶ Am Ende vergeht nur eine Nacht, bis ihr das Papst-Amt nicht mehr hinreicht und sie werden will wie der liebe Gott.³⁷ Auch die Begründung ist interessant: Sie sei innerlich unruhig, sagt sie am anderen Morgen, und sie könne es nicht aushalten, wenn sie Sonne und Mond aufgehen sehe, ohne dass sie die

33 Anton Bucher: *Geiz, Trägheit, Neid & Co. in Therapie und Seelsorge. Psychologie der 7 Todsünden*. Berlin, Heidelberg 2012, S. 86.

34 Ebd.

35 Max Lüthi: *Volksmärchen und Volkssage. Zwei Grundformen erzählender Dichtung*. 3. Aufl. Bern, München 1975, S. 58.

36 Grimm (wie Anm. 2), S. 103.

37 Ebd., S. 106.

Urheberin dieses Vorgangs sei.³⁸ Die vorhandene Fülle und Überfülle reichen ihr nicht, sie ist gierig und will immer mehr, weil sie dergestalt innere Leere zu überdecken erhofft. Darüber hinaus möchte sie die absolute Macht und Herrschaft, sie will zum Beispiel Königin werden mit der Begründung, dass sie dann das ganze Land beherrsche,³⁹ oder Papst, weil es diesen nur einmal gebe.⁴⁰

Der „faustische Mensch“, die „Erlebnisgesellschaft“ und die „Grenzen des Wachstums“

Neben der eher existenziellen und psychologischen Dimension gibt es auch einen Aspekt, der mit der europäischen Kulturgeschichte zu tun hat, und das ist das faustische Element, wie es Oswald Spengler einst genannt hat.⁴¹ Gemeint ist damit jener Mensch, welcher sich erhebt, nach Größe strebt und nie zur Ruhe gelangen kann. Oder um es mit Goethes *Faust* zu formulieren, als er mit Mephisto die Wette eingeht:

„Werd’ ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch! du bist so schön!
Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zugrunde gehen!“⁴²

Auf die Gegenwart bezogen, könnte man mit einem neueren Klassiker der soziologischen Forschung, der „Erlebnisgesellschaft“ Gerhard Schulzes, das Phänomen in folgender Weise charakterisieren: „Auf der Suche nach dem verlorenen Reiz braucht man stärkere Dosen und erlebt weniger. Für schöne Erlebnisse gilt dieselbe Paradoxie wie für andere Werte: Was erstrebenswert ist, fordert zur Anhäufung heraus, damit aber auch zu seiner Inflationierung“.⁴³

38 Ebd.

39 Ebd., S. 104.

40 Ebd., S. 105.

41 Oswald Spengler: Der Untergang des Abendlandes. Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte. 5. Aufl. München 1979.

42 Johann Wolfgang von Goethe: Faust. Eine Tragödie. In: Goethes Werke III: Dramatische Dichtungen I. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden. Hg. von Erich Trunz. 15. Aufl. München 1993, S. 57 [Verse 1699–1702].

43 Gerhard Schulze: Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. 6. Aufl. Frankfurt a. M., New York 1996, S. 64f.

Um daran anzuknüpfen, worauf bereits hingewiesen wurde, nämlich den Umgang mit der Natur, kann man sagen, dass der Wunsch, immer mehr zu wollen, die „Grenzen des Wachstums“ unberücksichtigt lässt, auf die der Club of Rome bereits Anfang der 1970er Jahre hingewiesen hat, als er die Auswirkungen des wirtschaftlichen Wachstums auf die natürliche Umwelt des Menschen kritisierte.⁴⁴

Anthropogener Klimawandel und Wetteranomalien der jüngsten Vergangenheit

Hinzugekommen ist seither die Problematik des Klimawandels, der in den letzten Jahren nicht mehr nur Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aufhorchen lässt, sondern auch breite Schichten der Bevölkerung⁴⁵, wenn man etwa an den bis dahin heißesten Sommer, den des Jahres 2003, denkt, bei dem nach unterschiedlichen Quellen 20 000 bis 70 000 Menschen infolge der Hitze starben, wobei die meisten Todesopfer in Frankreich zu beklagen waren, circa 14 000. Damit gehörte der Hitzesommer 2003 zu den schlimmsten Naturkatastrophen der letzten vierzig Jahre weltweit und zu einer der schwersten seit Beginn der europäischen Neuzeit,⁴⁶ doch bereits die jüngst vergangenen Jahre standen ihm kaum nach: So führten die Sommer des Jahres 2018⁴⁷ und 2019⁴⁸ in Europa zu ähnlich ausgeprägten Hitzeperioden wie 2003. Der Sommer 2022 mit seiner Unzahl an Waldbränden verzeichnete 60 000 Hitzetote auf unserem

44 Dennis L. Meadows u. a.: Die Grenzen des Wachstums. Bericht des Club of Rome zur Lage der Menschheit. Stuttgart 1972.

45 Vgl. Paolo Raile, Bernd Rieken: Eco Anxiety – die Angst vor dem Klimawandel. Psychotherapiewissenschaftliche und ethnologische Zugänge (= Psychotherapiewissenschaft in Forschung, Profession und Kultur, 32). Münster, New York 2021; Bernd Rieken, Reinhold Popp, Paolo Raile (Hg.): Eco Anxiety – Zukunftsangst und Klimawandel. Interdisziplinäre Zugänge (= Psychotherapiewissenschaft in Forschung, Profession und Kultur, 33). Münster, New York 2021.

46 Ulrich Ranke: Klima und Umweltpolitik. Berlin 2019, S. 5.

47 Wikipedia: Dürre und Hitze in Europa 2018, https://de.wikipedia.org/wiki/D%C3%BCrre_und_Hitze_in_Europa_2018 (Zugriff: 2.8.2023).

48 Wikipedia: Hitzewellen in Europa 2019, https://de.wikipedia.org/wiki/Hitzewellen_in_Europa_2019 (Zugriff: 2.8.2023).

Kontinent,⁴⁹ und der Juli 2023 war weltweit „der heißeste Monat seit Aufzeichnungsbeginn“.⁵⁰

Sintflut und Weltenbrand sind in dem Zusammenhang die biblischen Stichworte, um Naturkatastrophen zu beschreiben. Den „Weltenbrand“ erleben wir in Form des Temperaturanstiegs sowie zunehmender Dürreperioden und Waldbrände, während die „Sintflut“ sich in außergewöhnlichen Starkregenfällen manifestiert sowie in Überschwemmungen und Flutkatastrophen, die im Zunehmen begriffen sind, nicht zuletzt wegen des Meeresspiegelanstiegs. Da ein Zusammenhang zwischen Erderwärmung und Co₂-Zunahme vorhanden ist, existiert ein anthropogener Faktor, und damit kehren wir zu dem seltsam anmutenden Zitat aus dem Roman Hans Sterneders zurück, in welchem behauptet wird, der menschliche Egoismus infiziere und vergifte die Erde. Was dort ein wenig esoterisch klingt, ist mittlerweile naturwissenschaftlich belegbar, denn der Mensch der industrialisierten Moderne lebt über seine Verhältnisse und fügt durch sein Besitzstreben und den Wunsch nach einem immer bequemerem Leben der Natur schweren Schaden zu, und das nicht nur bei sich daheim, sondern auch und vor allem bei jenen, welche selber weitaus weniger oder kaum zur Klimaveränderung beitragen, etwa Menschen in Afrika.

Der Fischer und seine Frau: Zufriedenheit mit dem Vorhandenen versus Streben nach Höherem

Das ist die eine Seite der Medaille, es existiert aber auch eine andere, auf die nicht zuletzt Max Lüthi hingewiesen hat: „Das Streben des Menschen über sich selber hinaus macht den Menschen erst zum Menschen, und in diesem Betracht ist die Fischersfrau weit bedeutender und wesentlicher als ihr gutmütiger Mann, der sich überhaupt

49 Joan Ballester u. a.: Heat-Related Mortality in Europe During the Summer of 2022. In: *Nature Medicine* 29, 2023, S. 1857–1866. <https://doi.org/10.1038/s41591-023-02419-z>.

50 Vereinte Nationen, UNRIC – Regionales Informationszentrum der Vereinten Nationen: Juli 2023: Der heißeste Monat seit Aufzeichnungsbeginn, <https://unric.org/de/juli-2023-der-heisseste-monat-seit-aufzeichnungsbeginn/> (Zugriff: 2.8.2023).

keine Ziele setzt“.⁵¹ Allerdings verfallt sie dem ungeheuerlichen Irrtum, das Wesen des Göttlichen zu verkennen, denn sie sei ausschließlich von der Allmacht beherrscht, es fehle die All-Liebe (ebd., S. 58). Und dennoch: Das Märchen thematisiert ein grundlegendes Phänomen, nämlich am ungenügenden Dasein zu leiden und sich eine bessere und erfülltere Wirklichkeit zu wünschen. Wahrscheinlich handelt es sich dabei um eine menschliche Crux, nämlich an der Unzulänglichkeit des eigenen Lebens Anstoß zu nehmen und sich Ziele zu setzen, die man zur Gänze nie erreichen wird können. Oder um es mit dem Tiefenpsychologen Alfred Adler zu formulieren: „Menschsein heißt, ein Minderwertigkeitsgefühl zu besitzen, das ständig nach seiner Überwindung drängt“.⁵²

Bleibt am Ende noch die Frage zu beantworten, wie es möglich ist, dass zwei so unterschiedliche Menschen wie der Fischer und seine Frau zusammenleben, und auch, nachdem sie wieder im „Pispott“ gelandet sind, beieinanderbleiben. Ersteres fragen sich auch Psychologen und sehen die Ehe als belastet an. Der Fischer werde weder von seiner Frau respektiert, noch fordere er Respekt ein, heißt es in einem Sammelband über die Psychologie des Märchens.⁵³ Und der Psychotherapeut Jobst Finke liest das Märchen gar als verbreiteten Paarkonflikt, der entsteht, wenn es Frauen in einer Beziehung an Zuwendung gebricht und sie sich daher materiellen Dingen zuwenden, während die Männer sich weiter zurückziehen.⁵⁴ Mir ist nicht ganz klar, woher der Autor weiß, dass die Frau zu wenig Zuwendung hätte und die Ehe belastet wäre. Das ist Spekulation und steht nicht im Text. Meines Erachtens geht es vielmehr um eine exemplarische Darstellung zweier grundlegender Einstellungen gegenüber sich, der Umwelt und der Natur. Auf der einen Seite haben wir den Fischer, der bescheiden ist und eins mit der Natur, sie respektiert und daher

51 Lüthi (wie Anm. 35), S. 57f.

52 Alfred Adler: *Der Sinn des Lebens*. Hg. von Reinhard Brunner. In: Alfred Adler Studienausgabe 6. Göttingen 1933b/2008, S. 7–176, hier S. 56.

53 Natalie Hartung, Katharina Pfaffinger: *Vom Fischer und seiner Frau von den Gebrüder Grimm (1812)*. In: Dieter Frey (Hg.): *Psychologie der Märchen. 41 Märchen wissenschaftlich analysiert – und was wir heute aus ihnen lernen können*. Berlin 2017, S. 77–83, hier S. 80.

54 Jobst Finke: *Träume, Märchen, Imaginationen. Personzentrierte Psychotherapie und Beratung mit Bildern und Symbolen*. München 2013, S. 205f.

den Butt wieder in die Freiheit entlässt. Auf der anderen Seite seine Frau, die immer unzufrieden ist, die Natur funktionalisiert und Gottähnlichkeit anstrebt. Das dürfte eine wesentliche Grundaussage des Märchens sein, und diese wird exemplarisch dargestellt anhand eines Ehepaares, ohne sich dabei fragen zu wollen, ob das psychologisch plausibel ist oder nicht.

Dennoch kann man sich überlegen, welche Rolle der Frau in dem Märchen zukommt. Der Schriftsteller und habilitierte Medizinsoziologe Hannes Hüttner meint in seinem Roman *Herr Fischer und seine Frauen*, das Grimm'sche Märchen biete viele Möglichkeiten der Interpretation, und eine davon sei die darin „geschilderte Sichtweise der Frau auf den Mann: Männer sind plötzlich eintretenden Situationen wenig gewachsen. Sie haben einen Wunsch frei und vergeben ihn. Es ist die Frau, die das männliche Dasein kontrolliert und korrigiert“.⁵⁵ Damit wird die Frage nach der Macht aufgeworfen, der Fischer tut, wenngleich widerwillig, stets das, was seine Angetraute ihm aufträgt. So sieht es auch die wissenschaftliche Literatur. Die Frau des Fischers sei in ihrem Immer-mehr-Wollen eine „von Besitz und Macht Besessene“,⁵⁶ das Märchen warne „vor dem alles menschliche Maß überschreitenden Gelüst nach Ansehen und Macht“,⁵⁷ sie „unterdrückt ihren Mann und bringt ihn dazu, den Butt immer wieder um etwas zu bitten, sogar gegen dessen Willen, woraus man auf ein starkes Machtmotiv schließen kann“.⁵⁸ Damit ergeben sich Parallelen zum Sündenfall im Alten Testament, denn die Schlange verspricht Eva, „ihr werdet sein wie Gott und wissen, was gut und böse ist“ (1. Mose 3,4), nachdem sie vom Baum der Erkenntnis gegessen haben werden. Ähnlich wie Eva begeht demnach die Frau des Fischers „die Ursünde des Menschen“, nämlich „sein zu wollen *wie Gott*“.⁵⁹

Aber in beiden Fällen findet gleichzeitig eine Befreiung aus beengten Verhältnissen statt. Weder ist das Verharren im „Pispott“

55 Hannes Hüttner: *Herr Fischer und seine Frauen*. Der Mann, der aus dem Dschungel kam [E-Book]. Godern 2012, S. 17.

56 Freund (wie Anm. 6), S. 53.

57 Walter Scherf: *Das Märchenlexikon*, Bd. 2. München 1995, S. 1309.

58 Hartung, Pfaffinger (wie Anm. 53), S. 11.

59 Deutsche Bibelgesellschaft Stuttgart: *Stuttgarter Erklärungsbibel mit Apokryphen*. Die Heilige Schrift nach der Übersetzung Martin Luthers. Stuttgart 2005, S. 12.

etwas Erstrebenswertes noch der Verzicht auf selbstständiges Denken, das den Menschen als Zoon logikon bzw. Animal rationale auszeichnet. Aus tiefenpsychologischer Sicht zeigt indes sowohl das Grimm'sche Märchen als auch der Sündenfall die ambivalente Einstellung des Mannes gegenüber der Frau im Patriarchat: Sie wird discreditiert und damit herabgesetzt, weil sie eine vermeintliche Verführerin zum Bösen ist, aber gleichzeitig wird sie unbewusst gefürchtet und demnach unbewusst heraufgesetzt, worin die verdrängte Angst des patriarchalischen Mannes vor der „geheimen Macht“ der Frau zum Ausdruck kommt.⁶⁰

Wer davon ausgeht, dass es erstrebenswert ist, auf gleicher Augenhöhe miteinander zu verkehren, wird übertriebenen Machtansprüchen stets skeptisch gegenüberstehen. Die Frau des Fischers übt Macht aus, weil sie kompensatorisch auf die Ungleichbehandlung im Patriarchat reagiert: Ihr Mann lebt selbstzufrieden und tut nichts dagegen, dass sie in einem „Pispott“ wohnen, zumal er die meiste Zeit des Tages an der See verbringt. Er ist der Ernährer und im Übrigen derjenige, welcher mit dem gleichfalls männlichen Butt Kontakt hat. Demnach ist er ihr übergeordnet, was in ihr Kompensationsbedürfnisse auslöst, indem sie ihm Befehle erteilt, die er befolgt. Dafür wird sie am Ende bestraft, weil sie erneut so leben muss wie zu Beginn des Märchens, wodurch die patriarchalische Ordnung wiederhergestellt ist.

Abschließend sei festgehalten, dass man das Märchen aus ganz unterschiedlichen Perspektiven betrachten kann. Einige davon haben wir angedeutet, nämlich theologische, kulturgeschichtliche, psychologische und ökologische, wobei letztere eine eher neue Sichtweise gestatten. An dem Punkt wollen wir es bewenden lassen, auch wenn das Märchen damit längst nicht ausgeschöpft ist.

60 Dazu ausführlich am Beispiel der zumeist weiblich gedachten Webspinne: Bernd Rieken: *Arachne und ihre Schwestern. Eine Motivgeschichte der Spinne von den „Naturvölkermärchen“ bis zu den „Urban Legends“* (= Internationale Hochschulschriften, 403). Münster, New York 2003 [Nachdruck 2019], S. 68–80, 98–102, S. 262–268 u. ö.